

Zeit tauschen – miteinander leben

Neue Perspektiven von Seniorengenossenschaften

Zeit – unbegrenzt Gut im Ruhestand?

„Begrenzte Zeit – erfüllte Zeit!“ Das wäre es wohl, was ich dem ungenannten Freund sagen würde, der mir mit den Fragen an das selbstbestimmte Alterwerden so nachhaltig zugesetzt hat. Wie soll unbegrenzt denn unerfüllt werden . . . ? So Richard Boeckler in seinem Aufsatz »Das Alterwerden und die Zeit«.¹

Zeit, das scheinbar unbegrenzte Gut im Ruhestand. Gerade in dieser Relation Lebenszeit – Zeit zu Leben – verbirgt sich eines der Hauptprobleme der sozialen Gerontologie. Unsere industrielle Kultur bereitet alle Lebensalter nur auf die Zeitabschnitte vor, in denen die Erwartungen an gesellschaftlich notwendige Leistungen Vorrang haben. Die Zeit zu leben wird der Reproduktion, d. h. dem Konsum zugeordnet.² Was bisher für die Sozialleistungen und die Sozialpolitik allgemein gegolten hat, nämlich konsumptive Kosten zu sein, wirtschaftlich erwirtschaftetes nur umzuverteilen, wird zur Bewertung des sozialen Alltags des Individuums schlechthin: Der ältere Mensch erwirbt freie Zeit, kann und muß sie nun verbrauchen.

In der Tat scheint es so, daß die Lebenszeit umfassend zugenommen hat. Die Zeit des Rentenalters hat sich verlängert, die Lebenserwartung hat sich erhöht, Freizeitmöglichkeiten haben sich durch vielerlei Optionen der Mobilität und der Haushaltsautomatisierung erweitert. Auf diese Zeit wird spekuliert. Die Betroffenen selbst erhoffen sich endlich ihre freie Zeit und vor allem die Verfügung über diese Zeit. Andere in der Familie erhoffen sich Helferzeit, z. B. in Form von großelterlichen Babysitterdiensten. Kirchengemeinden und andere erhoffen sich tätige Mitarbeit ebenso wie es Vereine oder Parteien tun. Reiseunternehmen setzen auf die Möglichkeiten dieser Generation, außerhalb der Hauptsaison Urlaubszelt zu investieren.

US-amerikanische Hilfeprogramme setzen auf diese Zeitverfügbarkeit. Edgar Cahn von der University of Columbia meint: »Der wirkliche Reichtum einer Gesellschaft besteht aus der verfügbaren Zeit ihrer Bürger. Warum können wir nicht eine Währung erfinden und damit Menschen entlohnen, die dort tätig werden, wo die Gesellschaft sie braucht?«³ Daraus entstehen Zeit-Gutscheine. Sie zielen darauf ab, daß sie mit anderer Zeit getauscht oder einfach gesammelt werden. So selten wie möglich werden sie in Geld zurückgetauscht. Diese Spekulation hat sich wohl in der bisherigen Realität bewährt. Nur 6% der 96 000 Zeitgutscheine wurden bisher wieder eingelöst. Vorteile will man als Zeitkarteninhaber freilich von und bei Veranstaltungen, interessanten Tagungen (z. B. Europaforum »Älter werden in Europa«) und Studienreisen haben. Zeit ist ein wertvolles, aber ein sperriges Gut. Wie Freiwilligkeit an sich ist es »zu anspruchsvoll, als daß es nur durch moralische Wohltätigkeitsappelle abgerufen werden könnte, es ist zu eigensinnig, als daß es einfach mit Geld eingekauft werden könnte, es ist zu fragil, als daß es durch Dienstpflicht verordnet werden könnte«. So ähnlich argumentieren Rauschenbach, Müller und Otto.⁴

Um die Zeit entbrennt ein Verteilungskampf

So fragt Frau Emmerling kritisch an das Konzept der Seniorengenossenschaften im Brief vom 23. Dezember 1990: »Was aber, wenn jemand sein Engagement an andere Aktivitäten verschwendet, denn dann wäre jede andere Tätigkeit ja Verschwendung seiner Mittel. Sollen die Aktivitäten für Kinder, Ausländerbetreuung, Besuchsdienst, Aushilfen an der früheren Arbeitsstätte, Arbeit in den Vereinen und Verbänden wegfallen, um das Seniorenkonto zu füllen? Wie werden diese Aktivitäten honoriert, nachdem sie sogar meist unter der Hand, fast heimlich, geschehen? Die Erfah-

rungen in den letzten Jahren, den ersten Rentenjahren meines Mannes, haben uns gelehrt, daß nicht nur in den Bereichen der Für- und Vorsorge viel Arbeit heranwächst, sondern daß in vielen anderen Bereichen die Arbeit sich häuft.«

Und was, so ist zu ergänzen, ist die Zeit wert, die heute schon pflegende Angehörige und Ehepartner in der Altersphase einbringen, irgendwo zwischen privatem Tun und stellvertretender Pflegeleistung. Befragungen an der Bielefelder Fachhochschule zeigen, daß ältere Menschen mit Beginn des Ruhestandes mehr Zeit für Kultur erwarten, und dann doch mehr Zeit für Soziales verbrauchen. Und welche Abgründe einer Zeitwertdiskussion werden deutlich, wenn noch im Januar 1991 von Seiten des Diakonischen Werkes Württemberg nahezu alle Leistungen künftiger Genossenschaften problematisiert werden. Es heißt, die Pflegeleistungen »ungelernter Genossenschaftsmitglieder« dürften nicht überschätzt werden, offen seien die Fragen der Leistungserfassung, etwa, wenn ein Einkauf beim Metzger bewertet werden solle, es gelte die »Genossinnen zweiter Klasse« zu verhindern, deren Aufgabe dann nur in Haushalts- und Putzleistungen bestünde.

Bei vielen Verhandlungen vor Ort treffen wir – Mitarbeiter der Geschäftsstelle Seniorengenossenschaften im baden-württembergischen Sozialministerium – auf eine heftige Diskussion, welche Zeit was wert ist. Ist Vorlesen genauso viel wert wie Putzen, ist ein Fahrdienst soviel wert wie Pflege?

Diese Diskussion ist, auf die Spitze getrieben, genauso irreführend wie die Diskussion, auf die wir in den ersten Monaten der Öffentlichkeitsarbeit dieser Kabinettsidee der Landesregierung stießen: Wie werden Zeitleistungen in Geldwerte umgesetzt, eingetauscht, garantiert oder gar vererbt? Es ist in den ersten Monaten des Konzeptes deutlich geworden, daß unser sozialpolitisches Ziel nur sehr begrenzt

sein kann, das Entstehen klassischer Genossenschaften, die den Altenwohnbau durch Kapitaleinlagen vorantreiben, oder von Dienstleistungsgenossenschaften, die letztlich Anstellungsgenossenschaften einiger Fachkräfte durch ältere Menschen sind, zu fördern. Die Diskussion bewegt sich hin auf die Auseinandersetzung um die Selbstbestimmung und Selbstorganisation der jungen älteren Generation und ihrer Solidarität mit ihren Altersgenossen. Das Projekt Genossenschaft transportiert Werte. Es sind die Werte einer verbindlichen, aber selbstbestimmten gegenseitigen Hilfeorganisation, die mehr ist als eine abstrakte und anonyme staatliche Hilfe und als eine eifrige, umfangreiche, meist nicht zuverlässig erwartbare individuelle Hilfe. Auf der Suche nach solchen Wegen finden wir derzeit auch solche Projekte wie das »Soziale Jahr für ältere Menschen«.

Überall geht es weniger um die Ziele, die hinreichend bekannt sind in einer alterwerdenden Gesellschaft, mit brüchiger werdenden sozialen Netzen, sondern um die Formen, wie solche Solidarität herzustellen ist. Die Gefahren um Mißverständnisse sind groß. Die Grenzen zwischen professionellem Helfen und Pflegen zu nicht-professionellem Tun werden immer offener und fließender.

Dies liegt nicht zuletzt daran, daß die Kompetenzen nicht mehr eindeutig verteilt sind, zwischen freiwilligen und professionellen Helfern. Heutige Ruheständler bringen oft allemal genauso viel berufliche Kompetenz und Erfahrung mit, wie es professionelle Mitarbeiter tun. Ihre Versicherungssituation und materielle Absicherung und ihre Aufwandsvergütungen sind manchmal besser, als die ungesicherter, befristeter oder geringwertig bezahlter professioneller Tätigkeiten. Die Arbeitseinsatzregelungen der heutigen Teilzeitarbeiter sind oft so differenziert wie die Helferpläne freiwilliger Mitarbeiter. Ehrenamtliche oder freiwillige Tätigkeit in Einrichtungen der

Altenhilfe unterliegt heute schon ähnlichen Reglementierungen bezüglich Datenschutz, Bestechlichkeit und Abhängigkeit der Klienten, wie es bei Professionellen der Fall ist. Die Gefahren im Aufbau wirklich neuer Solidarformen liegen also weniger bei Fragen der Bezahlungshöhe oder der Frage, gelernt - ungelern und der Kompetenzen!

Unaufgebbar: die freiwillige Solidarität

Freiwillige Solidarität dieser Generation muß prinzipiell etwas anderes bleiben und sein als professionelle Tätigkeit. Damit sichert sie langfristig auch wesentliche Nischen der Lebenswelt der hochbetagten Generation gegenüber einer Altenhilfe, die aus vielerlei Gründen und auf vielerlei Weise den Alltag der Betroffenen immer stärker beherrschen wird. In einer alternden Gesellschaft wird der Zugriff der Medizin auf den älteren Menschen sowohl in geriatrischer als auch rehabilitativer Hinsicht, der Zugriff komplexer differenzierter Pflegedienste durch hohen Datenaustausch, Abstimmung der Diagnosen und Behandlungsformen sowie der Wohnungs- und Heimplatzplanung immer totaler werden.

Senioren-genossenschaften, die sich als Solidardienste und Zeitvereine verstehen, dürfen nicht zu einer Noteinsatztruppe, einer Art Pflegereservearmee werden. Sie sind Elemente tätigen Bewußtseinswandels, Experimentierfelder neuer Verhaltensformen gegenseitiger Hilfe und vor allem der Kontaktvermittlung. Als solche sind Senioren-genossenschaften mehr wie Selbsthilfegruppen, weil sie nicht auf einem vermeintlichen Betroffenheitsprinzip ansetzen. Rüstige jüngere Senioren können nicht durch eine jüngere Generation beliebig als Gleichbedürftige definiert werden wie achtzigjährige pflegebedürftige Menschen. Ihre prinzipielle Gemeinsamkeit be-

bens stehen und das Schicksal der anderen ihr eigenes werden könnte.

Den Verfahrensregelungen um Zeitgutscheine und Zeitguthaben haftet vermeintlich etwas spielerisches an. »Spiel« im Sinne von Schillers »Der Mensch ist erst dort ganz Mensch, wo er spielt« - kein beliebiges, kein konsumptives Verhalten, sondern selbstbestimmte, sinnvolle und darum freudige Tätigkeit, die den ganzen Menschen fordert. So formuliert Ernest Jouhy die Vision bei seinem Appell: Gegen die Beliebigkeit in der Altenarbeit.⁵

Dieses wichtige Element spielerischer Ernsthaftigkeit mit gegenseitigen Hilfeformen kann aus der Sicht der institutionellen Psychotherapie, wie sie rund um Oury in der französischen Psychiatrie praktiziert wird, ergänzt werden. Um zu freiwilligen, engagierten solidarischen Arbeitsformen zu kommen, braucht es das Verlangen, das subjektive Bedürfnis nach eigener Verwirklichung, der Nähe zum anderen und das Aufgehobensein in gemeinsamen Werten, Normen und Institutionen. Oury formulierte auf den zweiten Herner Gemeindepсихиатриischen Gesprächstagen (Manuskript, 1989): »Es ist notwendig, daß Institutionen die Begehren der Subjekte nicht unterdrücken. Leider aber finden wir Entfremdungsapparate in Verbindung mit stereotypen Zweierbeziehungen in Form von Rivalität, Aggressivität und rigidem Verhalten. Solche Verwicklungen führen immer zu monotonen Zuständen, zu unbeweglicher Praxis. In struktureller Sicht müssen wir Mediatoren einführen. Derartige Mediatoren sind Clubs, übergreifender Austausch, Einrichtung von Gruppen, um verfahrenre Zweierbeziehungen aufzubrechen und zu öffnen für die symbolische Dimension.« Mediatoren sind demnach gemeinsame Ziele, dritte Orte, Projekte, verbindliche Kontaktformen mit mehr Spielräumen, als es innerfamiliäre Zwänge oder moralische

Wichtig ist der Weg

Wer die monotonen Zustände mancher Altenhilfeeinrichtungen, Altenclubs, Vereinigungen und Veranstaltungen kennt, die schwierigen Beziehungen, die oft übrig bleiben, wenn sich soziale Netzwerke im hohen Alter verkleinern, wird leicht erkennen, welche Aufgaben sich für Genossenschaften ergeben, die selbstbestimmte Solidarität herstellen sollen. Genossenschaften, die in der Entwicklung verstanden werden, sind wie Mediatoren. Wichtig ist der Weg, wie die verbindliche Zusammenarbeit dieser Generation passiert. Wichtig ist die Art ihrer Auseinandersetzungen, die Spielregeln, die Durchführung der Veranstaltungen, die Beteiligung immer neuer Gruppen und das Herstellen bunter Kontakte, die neue Perspektiven eröffnen. Damit ist auch die Tätigkeit der Geschäftsstelle beschrieben. Sie hat institutionelle Prozesse zu unterstützen, also verbindliche Formen des Miteinanderplannens und Tuns im Alter herzustellen. Insoweit ist es verständlich, daß in der Vorarbeit auf das Genossenschaftskonzept hin juristische Konzeptionen erstellt worden sind, die das bisherige Genossenschaftsrecht abklopfen auf seine Anwendbarkeit im Altenhilfebereich. Von großer Bedeutung wird nun im Verlauf der ersten zwei Modelljahre sein, wie es überhaupt gelingt, selbstbestimmte Prinzipien gegenseitiger Hilfe zu entwickeln, die privat eingesetzte Zeit im Ruhestand in der Altenhilfe sozial nützlich werden zu lassen, ohne sie fremdbestimmt zu verplanen.

Anmerkungen

¹ Richard Boeckler/Klaus Dirschauer (Hrsg.): Emanzipiertes Alter, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1990, S. 173

² Siehe Ernest Jouhy, »Lebendiges Alter«, S. 176ff, hier: S. 180, in: E. Jouhy, Klärungsprozesse, Athenäum Verlag, Frankfurt 1988

³ »Freund zu Freund«: Ein neues Konzept aus der Zeitschrift Washington-Monthly, Mai 1990, deutsch in: Das Beste

⁴ »Vom öffentlichen und privaten Nutzen des sozialen Ehrenamtes«, S. 223, hier S. 239 in: Das soziale Ehrenamt, Hrsg. S. Müller, Juventa Verlag München 1988

⁵ Klärungsprozesse, s. o., 1988, S. 174

Zusammenfassung

Senioren-genossenschaften, in denen »junge« Alte Pflegebedürftigen helfen, dürfen nicht zu einer Pflegereservearmee werden.

Summary

Senior citizen's cooperatives which are designed to arrange for help by the »young« seniors towards those in need of care should not be perverted into a reserve nursing army.

Résumé

Il y a des sociétés coopératives du troisième âge qui sont désignées pour offrir de l'aide par les »jeunes« âgées à ceux exigeant des soins. Mais il ne faut pas que ces sociétés soient employées comme des armées en réserve.